

Die Idee des Friedens nach den paulinischen Gefangenschaftsbriefen

Von Eugen Biser, Heidelberg

Es gibt eine Reihe von Worten, die aus den vielen, die der menschlichen Verständigung zu Gebote stehen, durch ihre Bedeutsamkeit turmhoch herausragen. Denn sie sprechen nicht von dem, was den alltäglichen Bedarf betrifft, oder auch von dem, was gerade ein freudig erregtes oder tief bekümmertes Herz bewegt. Was sie aussprechen, öffnet der Menschheit eine Tür zu Lebensräumen, die jenseits der vordergründigen, dumpfen oder auch trügerisch hellen Welt liegen. Goethe hat in seiner Dichtung „Urworte. Orphisch“ einige genannt: das Dämonische, den Zufall, die Liebe, die Nötigung, die Hoffnung. Sie meinen, wie Goethe sagt, das Gesetz, „wonach du angetreten“. Sie tasten dem Menschen nach und bringen ihn vor sich selbst. Im Gegensatz zu andern Worten wollen sie weder umgrenzen noch erklären. Was sie aber über jedes andere Sprechen hinaus leisten, ist dies, daß sie dem Menschen dazu verhelfen, etwas vom Sinn seines Daseins zu verstehen.

Eigentümlich wie die Bedeutung dieser Worte ist auch ihr Schicksal: weil sie nicht weiter rückführbar sind und sich darum auf nichts Nachprüfbares beziehen, weil sie eine *Seinsrichtung* und keine *Seinsbeschreibung* angeben, sind sie zum Tummelplatz von unbedachten Meinungen, Sentenzen und Parolen geworden. Jeder glaubt bereits zu wissen, um was es in ihnen geht, wo sie doch ganz und gar darauf angelegt sind, dem Menschen allererst zu zeigen, was in ihm vorgeht. So sind sie mehr als jede andere Aussage der Fehldeutung ausgesetzt. Und es handelt sich dabei nicht nur um jene Fehldeutungen, die sich mit der Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntniskraft fast unvermeidlich einstellen, sondern viel eher um absichtliche Mißdeutungen und Fälschungen. Es ist, als wolle der Mensch mit seinen Vorentscheidungen der Botschaft, die diesen Worten innewohnt, zuvorkommen, weil sie ihn aus lieb gewordenen Bahnen herauswerfen oder doch sein Leben in Frage stellen könnten. Hinter dem Gerede, das gerade um diese Worte kreist, steht im Grunde die Angst, zur Rechenschaft über sich selbst gezwungen zu werden.

Von diesem Schicksal sind auch jene Urworte nicht verschont geblieben, die erst in der Offenbarung ihren Vollsinn erhalten haben. Das gilt nicht zuletzt auch für das Wort „Friede“, um das eine geradezu babylonische Sprachverwirrung entstanden ist. Immer wieder haben sich freventliche Hände nach ihm ausgestreckt, um es aus seiner Verknüpfung mit dem durch Gott verheißenen, in Christus erfüllten Heil loszureißen und zum Mittel politischer oder sozialer Zwecksetzungen zu mißbrauchen. So mußte es sich die Erniedrigung zum Schlagwort gefallen lassen. Der Sprachgebrauch unserer Tage gibt dafür erschütternde Belege. Wie weit der Sinn von Friede verfehlt werden konnte, zeigt etwa das Sprachungetüm „Friedenskämpfer“ (als ob dieses Himmels Geschenk jemals „erkämpft“ oder „erzungen“ werden könnte!); nicht minder aber auch das fast unausrottbare Vorurteil, als ob der Friede wie ein Rechtsgut auszuhandeln und sicherzustellen sei.

Wo es, wie im Wort Friede, um Sinn und Bestand des Menschseins geht, führt

alles vordergründige und zweckbetonte Gerede nur zu uferloser Verwirrung. Einzig das erhellende und befreiende Wort der Offenbarung kann hier wieder Klarheit schaffen; es nimmt selbst den natürlichen Sprachgebrauch des Wortes „Friede“ in seine Hut. Der Grund dafür ist einleuchtend: Seitdem Gott gesprochen hat, kann der Mensch von sich aus überhaupt gar nicht mehr sagen, was Friede ist; er muß es sich vielmehr zuvor vom Herrn seines Lebens sagen lassen. Das Wort des Herrn aber *wirkt* zugleich den Frieden; sein Sagen ist ein Schenken. Das gilt vor allem für die Fülle des Friedens, die mit dem neutestamentlichen Heil gekommen ist. Darum kann Christus bei seinem Abschied aus dieser Welt sagen: „*Den Frieden hinterlasse ich euch. Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht wie die Welt (ihn) gibt, gebe ich (ihn) euch*“ (Joh 14, 27). Noch deutlicher ist die lapidare Aussage des Epheserbriefs: „*Er ist unser Friede*“ (2, 14). Auf alles, was Friede heißt, hat Christus die Hand gelegt. Es ist von seinem Leben und Werk unablässig. Wer den Frieden ohne Christus denkt und sucht, muß ihn verfehlen. Was Friede ist, steht und fällt mit der Person und dem Werk des Gottmenschen.

Bei dem Versuch, sich den Sinn des Wortes „Friede“ von Gott sagen zu lassen, sollen im folgenden die paulinischen Gefangenschaftsbriefe befragt werden, weil in ihnen das Thema besonders eindringlich und tief durchgeführt ist.

Der Friede Christi

Die erste, gleichsam einweisende Auskunft des Apostels auf die Frage nach dem Frieden lautet: der Friede ist die Sache Gottes. Dieser Gedanke bildet gleichsam die Folie für alle übrigen Aussagen. Er geht auch durch alle Briefe hindurch. Der Segensgruß des Epheserbriefs wünscht „den Brüdern Friede und Liebe samt dem Glauben *von Gott*, dem Vater, und dem Herrn Jesus Christus“ (6, 23). Der Philipperbrief kennzeichnet den Frieden ausdrücklich als den Frieden *Gottes* (4, 7). Ja, er formt aus dieser Überzeugung geradezu einen neuen Gottesnamen (analog etwa zur einleitenden Gebetsanrufung im zweiten Korintherbrief: „Gepriesen sei der Gott und Vater unsres Herrn Jesus Christus, der Vater der Erbarmung und der Gott alles Trostes“): Er spricht vom „*Gott des Friedens*“ (4, 9). Friede ist demnach so sehr die Setzung Gottes und zugleich so sehr reine, die irdische Unzulänglichkeit durchbrechende Vollkommenheit, daß von ihm aus eine Wesensbenennung Gottes möglich wird.

Doch schenkt Gott seinen Frieden nicht in jener naturhaft-selbstverständlichen Weise, wie er, der Schöpfer der Welt, die Sterne leuchten und die Blumen blühen läßt. Friedensstifter ist Gott vielmehr dadurch, daß er in ein neues Verhältnis zur Welt eingetreten ist und sie aus der Verlorenheit ihres hinfälligen Zustands in die Herrlichkeit seines unvergänglichen Lebens hineingenommen hat. Friede zwischen Gott und der Welt zu stiften ist daher die vorzüglichste Aufgabe des Mittlers und Erlösers. Das wird mit allem Nachdruck herausgestellt. „Und Gott gefiel es“, heißt es im Kolosserbrief, „daß die ganze Fülle in ihm wohne und daß er . . . versöhne, was auf Erden und im Himmel ist, indem er durch sein Blut am Kreuz *Frieden stiftete*“ (1, 20). In plastischer Bildhaftigkeit führt der Epheserbrief denselben Gedanken aus. Christus ist der Friede, indem er die trennende Scheidewand zwischen Juden und Heiden niederlegte und damit den Grund der Feindschaft

beseitigte (2, 14). „Er wollte in sich beide Teile zu einem neuen Menschen umschaffen und dadurch *Frieden stiften*. Die beiden wollte er in einem Leib durchs Kreuz mit Gott versöhnen, indem er die Feindschaft dort vernichtete. So trat er auf und verkündete Frieden, euch, den Fernen, und Frieden den Nahen“ (2, 15—17).

In diesen Sätzen entwickelt Paulus eine ganze Erlösungslehre unter dem Gesichtspunkt des Friedens. Friede zwischen Gott und der aus der Liebe herausgefallenen, in sich zerklüfteten Welt ist das Motiv, Friede aber auch die edelste Frucht der Erlösungstat. Daß das Heilswerk als eine *Verkündigung* des Friedens bezeichnet wird, erscheint besonders bedeutsam. Ähnlich wie Lukas das Friedensmotiv durch Engel intonieren läßt, so will Paulus offensichtlich an dieser Stelle deutlich machen, auf welche Weise das Wort Friede von Gott her artikuliert wird. Und zwar wird es durch die Erlösungstat Christi in die friedlose Welt hineingesprochen. Insofern die Erlösung *worthaften* Charakter trägt, ist sie der Friedensgruß Gottes an die Welt. Nun ist aber die Heilstat von der Person des Heilsbringers unabtrennbar. Indem Christus die Welt erlöst, stellt er nicht bloß irgendeine Wirkung aus sich heraus; er teilt sich vielmehr selbst der Welt mit und verleibt sich in ihr. So ist die Friedensverkündigung in einem qualifizierten Sinn Verkündigung *Christi*. Das sagt mit dem großen Pathos einer Herrlichkeitsaussage, wie wir sie aus dem Johannesevangelium kennen, der einleitende Vers: „*Er ist unser Friede*“ (2, 14). Der Ausdruck steht in einer Linie mit den Selbstbezeugungen Jesu, die sein verborgenes Wesen durch die Gleichsetzung mit den köstlichsten Dingen des Daseins erhellen. Aber er greift im Gegensatz zu den johanneischen Aussagen nicht auf sichtbare, sondern auf geistig-psychologische Wirklichkeiten zurück. So tritt er unmittelbar neben das Wort des Kolosserbriefs, das den in seiner Gemeinde inwohnenden Herrn „die Hoffnung auf die Herrlichkeit“ nennt (1, 27). Wo die Welt — und gemeint ist vor allem die christliche Innenwelt — mit Gott in Übereinstimmung gelangt ist, wo die naturhafte Distanz durch den Geist der Gotteskindschaft und Liebe in ein Verhältnis inniger Nähe und Vertrautheit umgewandelt ist, da hat der Friede Einzug gehalten. Doch Friede nicht nur als ein sachlicher Zustand, sondern lebendig, persönlich, als eine vorzügliche Weise der Anwesenheit Christi inmitten der Seinen. Und damit ist auch schon gesagt, daß dem Wortlaut nicht Genüge geschähe, wenn der Gesichtskreis auf ein individuelles Erleben eingeschränkt bliebe. Friede heißt Christus nicht in der Weise eines Gefühls, sondern einer personalen Beziehung. Dort, wo unter den Menschen nicht mehr die trennende Scheidewand besteht, wo sich alle zur Lebenseinheit des einen neuen Menschen zusammengeschlossen wissen, dort ist das einigende Band, in letzter Tiefe gesehen, Christus selbst, der Kündler und Stifter des göttlichen Friedens.

Friede und Kirche

Schon das Friedenswerk Christi läßt sich nicht voll verstehen ohne den Blick auf sein mystisches Fortleben in der Kirche. Erst recht verlangen die übrigen Aussagen der Gefangenschaftsbriefe, daß auch die Kirche als Trägerin des Friedens Beachtung finde.

In diesem Sinne mahnt das vierte Kapitel des Epheserbriefs, das mit großer Eindringlichkeit zur Einheit des christlichen Gemeindelebens mahnt: „Seid eifrig darauf

bedacht, die Einheit des Geistes zu wahren durch *das Band des Friedens!*“ (4, 3). Das Wort steht in sehr bedeutsamen, kaum ausgeschöpften Zusammenhängen. Vor allem weiß es darum, daß der seinshaften Vereinigung der Gläubigen zu dem einen *Leib* eine Vereinigung im Glauben und in der Liebe zu einem *Geist* entsprechen muß. Wie die Kirche als Leib Christus zugesprochen und von ihm her benannt wird (vgl. Röm 12, 5; 1 Kor 12, 27), so ist der Herr auch „der Geist“ (2 Kor 3, 17), das eigentliche Formprinzip des Geistes der Kirche. Hier ruht der Akzent auf der menschlichen Mitwirkung. Ob sich das christliche Glauben und Lieben wirklich zu jener Einheit fügt, deren Lebensmitte Christus selbst ist, das hängt entscheidend von der Friedensgesinnung der Christen ab. Das „Band des Friedens“ ist gleichsam die lebendige Grenze, innerhalb deren die Einheit des Geistes überhaupt nur möglich ist. Hier ist der Friede nun auf einmal nicht mehr Gottes Werk, sondern menschliche Gesinnung und Haltung. Das kann nicht verwundern. Ist doch der Getaufte, wie gerade der Kolosserbrief betont, mit Christus begraben und auf-erweckt (vgl. 2, 12), also ganz in das Erlösungswerk hineingenommen. So muß auch die vorzüglichste Wirkung der Heilstat in irgendeiner aktiven Weise ihm zugeeignet sein. Daraus ergibt sich als Folgerung: nur dort, wo der Christ das Seine beiträgt zum Friedenswerk Christi, kann sich der Friede als Gabe von Gott her verwirklichen.

Überraschend ist die Wendung, die derselbe Gedanke im Kolosserbrief erfährt: „Der Friede Christi herrsche in euren Herzen; denn dazu seid ihr berufen als ein Leib“ (3, 15). Wiederum meint Herz nicht den „Sitz“ des subjektiven Gefühlslebens, sondern die aufgeschlossene und alle miteinander verbindende Innerlichkeit. Diese wird mit einem Kampfplatz verglichen, auf dem der Friede — wie ein siegreicher Feldherr nach der Schlacht — triumphieren soll. Dennoch weht aber in diesem Wort ein ganz anderer Geist als in der Parallelstelle. Lag nämlich im Epheserbrief der Akzent auf dem personalen Bemühen des einzelnen um die Einheit des Geistes, so tritt hier der Friede wie eine selbständig handelnde Person dem Menschen gegenüber. Er *herrscht* und *regiert*. Aber nicht wie ein *fremder* Herrscher, dem man sich nur aus Zwang beugt, sondern wie einer, dem man sich freiwillig und aus innerster Überzeugung ergeben hat. Im Grunde meint darum „der Friede Christi“ dasselbe wie Christus, „unser Friede“ (Eph 2, 14). Er herrscht, insofern er alle durch das Band der Liebe und des Friedens einigt. Ihm soll sich der einzelne jeweils von neuem in personaler Entscheidung, unter Verzicht auf die selbstsüchtige Durchsetzung seiner persönlichen Ziele, in Liebe hinschenken. Je vorbehaltloser er das tut, je mehr er, auf alles Eigene verzichtend, Christus über sich herrschen läßt, um so inniger wird er mit allen Gläubigen gleichsam zu einer Person, wie es im Galaterbrief heißt: „Ihr alle seid *einer* in Christus Jesus“ (3, 28). Jeder einzelne Christ soll darum an der Herrschaft des Friedensfürsten Christus über den Leib der Kirche teilnehmen.

Friede ist demnach beides: göttliche Gegenwart *und* menschliches Tun; oder besser: göttliche Anwesenheit *im* menschlichen Tun. Zwar ist er Geschenk von oben, Überstrom aus dem Hort des trinitarischen Innenlebens, in dem allein wahrer Friede ist, und darum Anzeichen für den Grad der Einverwandlung der Welt in Gott. Aber dies alles doch so, daß das Himmels Geschenk nur dort wirksam wer-

den kann, wo sich Hände ausstrecken, um es zu empfangen. Dem Mißbrauch, dem das Wort ausgesetzt ist, entspricht somit sein rechter Gebrauch, die Voraussetzung für seine Verwirklichung. Diese menschliche Seite des Friedens konnte erst in dem Augenblick zum vollen Leuchten kommen, wo der Gedanke in den Raum der Kirche hingestellt wurde. Denn sie bezeichnet den Ort, wo sich göttliches und menschliches Wirken begegnen.

Was ist also der Friede? Ein Aufscheinen Christi in unserm Tun. Eine einzigartige Weise seiner Gegenwart im menschlichen Handeln. Es gibt eine Reihe von Haltungen — das Neue Testament nennt insbesondere die Hoffnung, die Liebe und die Friedfertigkeit —, die nicht mehr oder doch nicht in erster Linie der Regie des Willens, seinen Absichten und Zielen unterliegen. In ihnen wird das Menschliche gleichsam durchlässig für das Göttliche. Sie lassen sich überhaupt nur echt vollziehen, wenn sie von Gott und von Christus her gesetzt und gelebt werden.

Das Walten des Friedens

Es bleibt noch die unmittelbar anschließende Frage: Wie verhält sich der Friede zum Einzelmenschen? Wie wandelt sich das Menschsein unter seinem Einfluß? Die Antwort gibt eine der schönsten, von einer letzten Gelöstheit und Güte zeugenden Stellen des Philipperbriefs: „Der Friede Gottes, der jedes Begreifen übersteigt, bewahre eure Herzen und Gedanken in Christus Jesus“ (4, 7).

Zuerst wird noch einmal die Andersartigkeit, die Überweltlichkeit des Friedens unterstrichen. Er ist für unser Begreifen transzendent. Er gehört nicht der verfügbaren Ordnung der Dinge an. Er entstammt dem unzugänglichen Gottesgeheimnis. Darum überkommt er auch den sorgenden und gehetzten Menschen wie ein unvorhergesehener himmlischer Bote und ein Geschenk von oben her. So sehr die menschliche Mitwirkung die Bedingung schaffen muß, unter der er sich allein ereignen kann, so sehr entzieht er sich jeder rein innerweltlichen Bestimmung. Und hier setzt nun die entscheidende Auskunft ein. Der Friede regelt nicht etwa eine Teilfrage des Daseins, er hilft nicht über eine schwierige Stelle oder über ein ungelöstes Problem hinweg. Er wirkt nicht therapeutisch. Was er tut, ist ganz anderer Art. Er *bewahrt*. Er umgreift das Dasein als Ganzes und zwar vor allem den Herzens- und den Gesinnungsbereich und trägt sie dem Herrn und Erlöser entgegen.

Damit gewinnt der Friede plötzlich eine zuvor noch unbekannte Nähe zu den beiden Ideen, die man als die Urformen des „Umgreifenden“ ansprechen muß: zur Seins- und Gottesidee. Zur *Seinsidee*, insofern wir alles, was wir denken, immer nur in ihrem Licht, entweder als ein Wirkliches, ein Mögliches oder auch ein Unwirkliches, zu denken vermögen. Zur *Gottesidee*, insofern von ihr die Bestimmung Anselms von Canterbury gilt, der sie das „Quo maius nihil cogitari potest“, das alles Denkbare Übersteigende und Umgreifende nennt. Seins- und Gottesidee sind aber — als Setzungen der menschlichen Vernunft — immer nur sachliche Horizontlinien. Was aber vom Frieden und seinem Walten gesagt wird, ist sehr viel mehr. Er setzt nicht nur eine unübersteigliche Grenze, die unsre geistige Lebensbewegung nicht ungestraft überschreiten darf, er kommt ihr entgegen: er bewahrt. Er ist *Hut*, nicht *Grenze*. Er nimmt sich des menschlichen Fühlens und Denkens an. Er umhegt es in einer Weise, daß es aus der Hut seiner lebendigen

Ordnung nicht ausbrechen kann. Wer den Frieden Christi gefunden hat, dessen Gefühle verirren sich nicht und dessen Gedanken gehen nicht ins Leere. Der Friede bewahrt sie. Doch negative Wendungen reichen nicht hin, seine Wirkung auch nur annähernd zu umschreiben. Die bewahrende Kraft des Friedens meint im Grunde etwas ganz anderes. Sie wird ja ein „Bewahren in Christus Jesus“ genannt. Das bedeutet: sie führt Herz und Gedanken dem Herrn entgegen. Sie läßt die Ströme unseres Innern in ihn ausmünden. Sie bewirkt, daß unsere Empfindungen bei ihm anlangen, gleichsam in ihm vor Anker gehen und daß unsere Gedanken in ihm ihre Helle und ihre Antwort finden. Der Friede leistet demnach so etwas wie eine Integration der geistigen Lebensbewegung in Christus. Fühlen heißt fortan: sich Eins-Fühlen mit ihm. Denken: seiner selbst Innewerden in ihm.

Und darum muß eine anfängliche Bestimmung nachdrücklich modifiziert werden. Mag es in den naturhaften Urworten tatsächlich nur darum gehen, daß der Mensch „vor sich selbst“ gebracht wird; in den christlichen Urworten geht es um anderes, wie es gerade am Beispiel des Wortes „Friede“ klar wird. Sie bringen uns vor Gott, besser: sie versetzen uns in die Innerlichkeit Christi als in den Raum, in dem wir von Gott her sehen lernen, was es mit uns und unserm Leben auf sich hat. Wer hofft, wer liebt, wer, was beides umgreift, den Frieden Gottes gefunden hat, der ist nicht mehr auf sich selbst verwiesen. Er ist in den Innenraum Gottes aufgenommen. Er lebt wie Gott; denn Gott ist die Liebe. Er weiß sich in ihm geboren; denn Gott ist sein Hirt. Er entbehrt nichts, sucht nichts, sorgt um nichts; denn der Friede des in sich selbst ruhenden ewigen Seins hat sich ihm mitgeteilt. Doch damit ist er zugleich in einer ganz neuen Weise zu sich selbst gebracht. Im Wort Friede hört er sich bei seinem Wesensnamen gerufen. In ihm teilt sich ihm der ewige Sinn seines Lebens mit, tiefer, heller, göltiger als es jedes Menschenwort vermocht hätte. Und er versteht, daß in dieser ruhelosen, von Sorgen und Ängsten gepeitschten Welt über ihn gar nichts Wichtigeres gesagt werden kann, als daß er zur Gemeinschaft mit dem göttlichen Frieden berufen ist.
